

Nr. 236. Bromberg, den 11. Oktober 1936

Odegaard.

Kriminal-Roman von Otto Hans Braun.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Charly machte seinem Gegenüber eine ironische, zustimmende Verbeugung.

„Sie irren sich nicht! Ich hatte bereits zweimal das zweifelhafte Vergnügen, Ihnen zu begegnen. Ich rechne es mir zur Ehre an, daß es mir gelang, den Raub, den Sie an Herrn Held verüben wollten, zu verhindern. Aber das ist bestimmt noch Ihr geringstes Vergehen, sonst würden Sie es nicht notwendig haben, die Gemeinschaft der Menschen zu fliehen und sich im Walde bei Wendhausen zu verbergen."

Über Odegaards Gesicht zuckte es. Er ballte die Fäuste, biß die Zähne zusammen, und in seinen Zügen zeigte sich ein gewalttätiger Ausdruck.

„Sie sind also der Spion von gestern abend!"

„Der Wahrheit gemäß antworte ich darauf mit Ja. Warum auch nicht, ich habe nichts zu verbergen."

„Würde Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie leugneten. Ich habe Ihre Motorradspur wohl entdeckt. — Was treiben Sie hier?"

„Es wäre doch wohl angebrachter, wenn Sie mir sagten, was Sie in dieser fremden Wohnung, in die Sie mittels Nachschlüssels eingedrungen sind, zu suchen haben."

„Ich bin in meiner eigenen Wohnung! Ich habe das Recht, Sie sofort hinauszuwerfen."

„Meines Wissens gehörten Wohnung und Laden Fräulein Vorstel."

„Mir, mir gehört alles!" schrie Odegaard wütend.

„Tja, wenn es sich so verhält, dann wird mir wohl nichts weiter übrig bleiben, als diesen Raum sofort zu verlassen."

„Nicht einen Schritt werden Sie aus diesem Zimmer tun!"

„Aber Herr Odegaard! Wie soll ich das nur verstehen? Einesteils wollen Sie mich hinauswerfen, zum andern mich zwingen, bei Ihnen zu bleiben. Glauben Sie, Ihre Gesellschaft sei für mich angenehm, wo Sie ein so feindliches Wesen an den Tag legen, während ich mich größter Höflichkeit befleißige."

„Sie! Sie!" zischte Odegaard. „Wenn Sie noch eine solche zynische Bemerkung machen, dann hat's bei mir geklingelt!"

Charly verlor nichts von seiner Ruhe. Er fühlte sich überlegen. Kaltblütig gab er zur Antwort:

„Ich denke, das war gestern abend, als es bei Ihnen klingelte!"

„Verfluchter Hund!"

Odegaards Hand fuhr nach der Tasche.

„Halt, Herr Odegaard! Nicht in die Tasche fassen! Sie sehen, ich bin ohne Waffe. Wenn Sie jetzt zum Revolver greifen, bedeutet das eine ungleiche Verteilung der Kräfte, die ich nicht zulassen darf. Also, Hand von der Tasche!"

„Ich werde mir von Ihnen befehlen lassen! Ich tue was ich will! Hände hoch!"

Noch ehe er den Revolver schußgerecht in die Hand bekam, stürzte sich Charly auf ihn und schmetterte ihm seine wuchtige Rechte an den Schädel. Wie ein Sack sank Odegaard in sich zusammen.

Dem ungebetenen Gast nahm Charly erst mal das Schießeisen ab, prüfte es nach und fand ein Magazin mit sechs Patronen. Dann steckte er die Waffe in die Tasche und wartete geduldig, bis Odegaard die Besinnung wiedererlangt haben würde.

Seelenruhig zündete er sich eine Zigarette an, als ob es seine tägliche Beschäftigung sei, in dieser Weise mit den Kunden seiner Firma zu verfahren. Er überlegte, ob es nicht besser sei, Odegaard zu fesseln, aber angesichts seiner Überlegenheit dünkte es ihn schwächlich. Er unterließ es.

Sollte er Wolter anrufen? Ihm von Odegaards Eintreffen Mitteilung machen, damit dieser ihn hier abholte? Das war zwar der einfachste und geradeste Weg. Es galt jedoch nicht nur Odegaard festzunehmen, sondern auch einige Aufklärungen von ihm zu erlangen. Zum Beispiel, wo sich die Dokumente befanden, die dieser an Brügmann hatte verkaufen wollen. Es reizte ihn, diese Kenntnis selbständig aus Odegaard herauszuholen.

Ein Stöhnen drang aus dem Munde des am Boden Liegenden. Sein schwerer Körper regte sich. Charly ließ nicht den Blick von ihm. Er beobachtete genau, wie sein Gegner die Augen aufschlug, sich verständnislos umsah, sie wieder schloß und endlich, ein Weilchen später unter Zuhilfenahme aller Willensanspannung sich mühte, das volle Bewußtsein wiederzuerlangen.

„Nun seien Sie vernünftig. Setzen Sie sich dort in diesen Stuhl und beantworten Sie mir einige Fragen."

Mit einem Gehorsam, den Charly ihm gar nicht zugetraut hätte, erhob sich Odegaard und kam der Aufforderung nach. Er stöhnte ein paar Mal dabei. „Tut mir leid, daß ich Sie so schmerzhaft anfassen mußte, Herr Odegaard, aber mir wäre es auch nicht angenehm gewesen, in meinem Anzug ein Loch zu haben. Doch nun zur Sache! Daß Sie das Flugzeugunglück verursacht haben, darüber ist nicht mehr zu reden."

„Ich soll ein Flugzeugunglück verursacht haben?"

„Stellen Sie bitte nicht solche sinnlosen Zwischenfragen, das verlängert unnötig die Aussprache."

„Ich habe kein Flugzeug in Brand gesteckt", wimmerte Odegaard, dessen Kopf noch ziemlich zu schmerzen schien.

„Wenn nicht Sie, dann war es der andere, jedenfalls sind Sie daran beteiligt. Doch das steht hier nicht zur Debatte. Wo sind die Dokumente hingekommen, die bei dem Unglück entwendet wurden?"

Odegaard stützte sich schwer auf die Lehne des Sessels und hielt die Hand vor die Augen. Es schien, als ob der sonst so stämmige Mann einen neuen Schwächeanfall durchmache.

Geduldig wartete Charly ein Weilchen.

„Herr Odegaard", sagte er schließlich, „ich weiß genau, wie lange die Wirkung eines Boxhiebes andauert. Er

währt bei Ihrer Konstitution nicht so lange, wie Sie mir vortäuschen wollen. Ich verlange jetzt Antwort."

„Mir ist elend schlecht", jammerte Odegaard. „Geben Sie mir doch einen Schluck Wasser."

„Sobald Sie meine Frage beantwortet haben, erhalten Sie sogar einen Kognak."

Odegaard stöhnte von neuem und warf sich in seinem Stuhl hin und her.

„Was wollen Sie denn von mir wissen?"

„Nichts weiter, als wo die Dokumente liegen. Antworten Sie mir nicht, rufe ich bei der Polizeidirektion an."

„Versprechen Sie mir dann die Freiheit?"

„Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Wie kann ich Ihnen die Freiheit versprechen! Es ist sinnlos von Ihnen, Forderungen zu stellen."

„Dann . . . bin ich — verloren!"

„Allmählich fangen Sie ja schon wieder an, vernünftig zu denken, aber nun heraus mit der Sprache!"

„Ich würde Ihnen den Ort nennen, Herr . . ."

„Birkner ist mein Name."

„Herr Birkner. Aber das dürfte zwecklos sein, weil Sie sie dort nicht finden würden. Sie sind auf jenem Grundstück verwahrt, das Sie gestern mit eigenen Augen gesehen haben."

„Halten Sie mich für so dumm, daß ich sie nicht finden würde, wenn Sie mir die Stelle genau angeben?"

„Keineswegs. Jedoch, sie sind so gut verwahrt, daß Ihnen nicht einmal eine Skizze etwas nützen würde."

Charly überlegte, ob es bei dieser Weigerung Odegaards nicht doch besser sei, Wolter anzurufen. Aber da erwachte in ihm der Ehrgeiz, die allein begonnene Sache auch allein zu Ende zu führen. Welcher Triumph für ihn, wenn er die Dokumente samt dem Verbrecher ablieferte.

„Das scheint mir übertrieben, aber selbst dagegen gibt es ein Hilfsmittel. Versprechen Sie mir, keinen Fluchtversuch zu unternehmen und sich mir gegenüber in jeder Weise anständig zu verhalten?"

Odegaard machte eine klägliche Miene.

„Muten Sie mir so etwas bei meinem Zustand zu? Ich bin jetzt nur froh, wenn ich selbst in Ruhe gelassen werde. Ich verspreche es Ihnen also."

„Gut! Wir fahren zusammen nach dem Grundstück und dort liefern Sie mir die Dokumente aus."

„Wenn Sie es so haben wollen, ich sage zu allem ja. Ich bin fertig mit der Welt."

„So. Jetzt sollen Sie Ihren Kognak haben."

Gierig schlang Odegaard ihn hinunter. Ließ sich sogar noch einen zweiten eingießen. Dann gingen sie beide nach dem Laden. Charly befahl Odegaard, vor ihm her zu gehen.

„Sie müssen jetzt noch ordnungsgemäß den Rollvorhang der Ladentür herunterlassen. Sie werden ja damit Bescheid wissen, wenn das Ihr Laden ist."

Ohne Murren kam der Angeredete der Aufforderung nach. Geläufig war ihm diese Tätigkeit aber nicht. Es dauerte ein ganzes Weilchen.

Charly stand zehn Schritt hinter ihm und schrieb mit fliegender Hast eine Nachricht auf einen Zettel, den er in einen Briefumschlag steckte und verschloß. Sie verließen die Wohnung. Im Hausflur stand die Frau des Pförtners.

„Frau Schönkein", sagte Charly zu ihr, „ich habe eine dringende Besorgung. Fräulein Vorstel ist ausgegangen. Geben Sie ihr doch bitte die Schlüssel, falls sie vor mir zurückkommt." Leiser setzte er hinzu: „Geben Sie diesen Briefumschlag dem Manne, der nach mir fragen wird, wenn er Laden und Wohnung verschlossen findet."

Er drückte der Frau, die den Auftrag gewissenhaft auszuführen versprach, ein Geldstück in die Hand. Charly sah sich auf der Straße nach einer Autodroschke um. Die erste, die des Weges kam, hielt er an. Er hätte gern den Wagen der Vorstel genommen, aber er traute Odegaard doch nicht recht. Es war auf alle Fälle besser, wenn er jederzeit beide Hände frei hatte.

„Hält Ihr Wagen eine Überlandfahrt aus?"

„Mit dem Wagen fahre ich Sie noch nach Rom!" antwortete der schon leicht angegraute Mann am Steuer und machte dabei ein Gesicht, als fahre er einen Mercedes SSK.

„Na, so weit wollen wir ja nicht, aber immerhin bis in die Gegend von Wendhausen. Getrauen Sie sich die Fahrt zu?"

„Allemal, Herr! Aber billig wird sie nicht. Auch müssen Sie vorher anzahlen. Fahren Sie wieder zurück, oder wie ist das?"

„Sie müßten uns hin- und zurückfahren. Hier haben Sie einstweilen fünfzig Schilling. Was es mehr macht, erhalten Sie nach Beendigung der Fahrt."

„Hm, gemacht", brummte der Fahrer und steckte schmunzelnd den Schein ein. Dabei sah er seine Fahrgäste mit scheuen Blicken an. Der eine, der jüngere, schien ja zuverlässig, aber von dem anderen würde er die Fahrt nicht so ohne weiteres angenommen haben.

Charly stieg mit seinem Gefangenen ein, und der Wagen rollte mit ihnen in Richtung Wendhausen davon.

20.

„Ich rate Ihnen in Ihrem Interesse, ein offenes Geständnis abzulegen", sagte Wolter zu der zusammengesunken dasitzenden Marianne. „Lassen Sie das Weinen. Mit Tränen ändern Sie nichts. Jetzt versuche ich nun schon eine halbe Stunde, mit Engelsgeduld von Ihnen die Wahrheit zu erfahren. Also, bitte, fassen Sie sich endlich! In welchem Verhältnis standen Sie zu jenen Verbrechern, die den Flugzeugabsturz bewerkstelligten?"

„Herr Kommissar", antwortete die Vorstel schluchzend, „ich schwöre Ihnen, daß ich mit dem Flugzeugabsturz nichts zu tun habe. Ich wußte nicht einmal, daß dieser mit den Dokumenten zusammenhing. Ich weiß von nichts, von gar nichts!"

„So kommen wir nicht weiter! Vielleicht wollen Sie mir noch einreden, daß Ihnen der Name Bergholb unbekannt ist."

Wolter war wirklich ärgerlich. Dieses Jammern und Stöhnen fiel ihm auf die Nerven.

„Nein, Herr Kommissar, ich kenne Herrn Bergholb. Ich war mehrere Jahre bei ihm als Sekretärin angestellt."

„Und warum haben Sie diesen Posten vor einem halben Jahr aufgegeben?"

Die Vorstel antwortete wieder nicht gleich.

„Sie müssen doch einen Grund gehabt haben", fuhr Wolter sie an.

„Ich . . . ich . . . hatte mich mit Herrn Bergholb überworfen."

Wenn die Vorstel in Unfrieden von Bergholb gegangen war, wie konnte sie dann für ihn Botschaftsdienste leisten?

„Hören Sie mal, ich habe berechtigten Grund, an Ihren Angaben zu zweifeln. Sie sind doch gestern abend mit Fräulein Stahl zusammengewesen, die Ihnen einen Brief von Bergholb überbrachte. Ich kann mir nicht denken, daß Herr Bergholb Ihnen noch Briefe schreiben würde, wenn Sie sich feindlich gegenüberständen."

„Aber Herr Kommissar, er hat mir doch keinen Brief geschrieben. Ich weiß gar nicht, wieso Sie darauf kommen!"

„Hat Ihnen Fräulein Stahl einen Briefumschlag von Herrn Bergholb übergeben oder nicht?"

„Ja, das allerdings, aber es befand sich kein Brief darin, sondern ein goldenes Kettchen mit einem Anhänger."

„Ach was, das hat er Ihnen wohl zur Versöhnung geschickt, oder — zur Belohnung?"

„Ich sehe, Sie glauben keinem meiner Worte. Deshalb ist es notwendig, daß ich Ihnen alles im Zusammenhang erzähle, um Sie zu überzeugen."

„Ich rate Ihnen nur, bleiben Sie bei der Wahrheit!"

„Sie sollen nichts anderes als diese von mir hören." Die Vorstel berichtete:

„Wie ich Ihnen schon sagte, war ich Herrn Bergholbs Sekretärin. Ich gab mir die redlichste Mühe, mir sein Vertrauen zu erwerben. Es gelang mir. Herr Bergholb war sehr zufrieden mit mir."

Die Vorstel stockte. Es fiel ihr schwer, weiterzusprechen, denn das folgende war eine Angelegenheit, deren unglücklicher Ausgang sie noch heute schmerzte und empörte.

„Mit der Zeit nahm ich eine bevorzugte Stellung ein. Herr Bergholb lud mich wiederholt in seine Villa. Ich durfte an Gesellschaften teilnehmen. Auch sonst zeichnete er mich in jeder Weise aus. Des öfteren bekam ich Geschenke von ihm. Sein ganzes Verhalten mir gegenüber bewies mir immer deutlicher, daß er in mir mehr als eine Angestellte sah. Ich täuschte mich darin nicht. Unser Verkehr wurde mit der Zeit freundschaftlich und blieb es für längere

Zeit. Da erfuhr ich hintenherum, daß Herr Berghold sich in nächster Zeit mit einer anderen Frau verloben werde. Ich stellte ihn zur Rede, denn nach seinem Verhalten war ich zu hoffen berechtigt, dereinst seine Gattin zu werden. Ich erhielt zur Antwort, daß er infolge finanzieller Schwierigkeiten zu einer Geldheirat gezwungen sei. In meiner begreiflichen Aufregung machte ich ihm eine Szene, es fielen sehr scharfe Worte. Die Folge war, daß ich meine Stellung Knall und Fall verließ. Bei meinem Fortgang hatte ich übersehen, das in einem Fach meines Geschäftsschreibtisches liegende Kettchen an mich zu nehmen. Fräulein Stahl, die die Schublade ordnete, hat es jetzt gefunden und Herrn Berghold überbracht. Dieser sagte ihr, sie solle es mir zustellen. Das ist der Grund, warum ich mit ihr zusammentraf. Sie gab es mir mit dem Bemerken: Das soll ich Ihnen von Herrn Berghold überbringen: Fragen Sie Fräulein Stahl, sie wird es Ihnen bestätigen."

(Fortsetzung folgt.)

Vorstadtsiedlung.

Skizze von Erich Klaila.

Die Erinnerung muß drei Jahre überblicken können, um dort zu sein, wo es geschah, daß hinter dem Mädchen Stilla der Zwang aufstand und es aus dem Dorfe gehen hieß, das während mehr als zwanzig Jahren ihm Heimat gewesen. Dann aber starb die Mutter, und Stilla ging in die Stadt, um sich selbst ihr Brot zu verdienen.

Sie kam zu der Apothekerin Tomscheд; in ein Haus, das am Alten Markt stand, das von außen altertümlich schmutziggrau aussah und das sich innen dunkelkühl erfühlte und ernsthaft still.

Es war auch noch eine Dora Astagen im Hause. Diese tat aber nichts weiter als die Zimmer mit dem gehäkelten und geklöppelten Zierat ihrer Handarbeiten zu füllen. Mit dem Provisor unten im Laden war sie verlobt. Zwischen den beiden Mädchen konnte das Gespräch ungefährdet nur bei Alltäglichkeiten bleiben, sonst mußte sich Stilla oder Dora Ostagen mühen, die andere in ihrer Welt aufzusuchen.

Abends war in dem großen Hause kein Platz da für Stilla. Die feiernden Hände gaben den Gedanken keine Ablenkung mehr. Manchmal setzte sich Stilla zu Dora Ostagen. Aber die saß mit dem Provisor zusammen, und beide waren ein stiller, heiter lachender Winkel für sich. Stilla ging lieber in ein anderes Zimmer. Hier saß die Apothekerin und las ein Buch. Sie brachte mit einem ungeduldigen Kopfschütteln das leise Geräusch des Türöffnens zu einem erschrockenem Schweigen. Vorsichtig lief Stilla hinweg, hinaus auf die Straße.

Sie wanderte durch lange Straßen, sie war winzig klein auf ihnen und verschwand dann endlich ganz. Menschen liefen mit Stilla und kamen aus der Richtung entgegen. Und von denen, die von dort kamen, traf in Stillas ängstlich sich-zurecht-finden-wollenden Blick ein hartes Augengrau. Der große Verkehr geriet für das Mädchen in eine aufgeregte, sich drängende, an die Zeit erinnernde Unruhe. Stilla hörte dazwischen eine Stimme, sah ein Lächeln, das der Mann nicht unterzubringen wußte. Sie wurde davon so heiß und rot und verwirrt, daß sie alles mit einer großen Unbeholfenheit erlebte und sich nicht wehren konnte. Die platzfordernden Menschen schoben sie ärgerlich auf die Seite, an ein Ladenfenster hin. Da stand der Mann immer noch neben ihr, jetzt deutlich und nah. Dann war es so selbstverständlich, daß sie plötzlich eine gemeinsame Richtung gingen, wo sie doch vorher jedes von woanders gekommen. Stilla mußte an Dora Ostagen denken, an den Provisor und daran, daß das bei ihr jetzt genau so werden würde. Wenn auch Stefan Leininger kein Provisor war, sondern Arbeiter in einer großen Maschinenfabrik. Doch fand Stilla, daß bei ihr, im andern Verhältnis, die Werte genau so stimmten wie in dem Winkel im ersten Stockwerk des schmutziggrauen Hauses am Alten Markt.

Dadurch, daß Stilla den Arbeiter Stefan Leininger kennengelernt hatte, fing ihr Leben an, sich zu ändern. Auch ihr Gesicht tat das und bekam ein Grübchenlächeln. Lächelnd ertrug sie die Launen der Apothekerin. Das fiel auch auf, neugierige Stimmen fragten. Doch hütete Stilla ihr schönes Geheimnis.

Dann kam ein Tag. Stilla hatte sich mit Stefan verabredet und stand auf einer Verkehrsinsel, in die Richtung schauend, aus der er immer kam. Aber wunderlich ... Drüben am Turm ging der Uhrzeiger unbekümmert über die gewohnte Zeit hinaus. Stilla verstand das nicht, sie glaubte an eine Täuschung und wartete geduldig. Dann aber mußte sie es doch einsehen, daß sie vergebens hier stand. Sie ging endlich heim. In ihrer Kammer blähten sich ihr die weißen Gardinen vom offenen Fenster her abwehrend entgegen ...

Als am nächsten Abend in den Maschinenwerken der Brüder Selbinger die Sirene aufheulte und viele müde Menschen Feierabend machen hieß, stand vor der Fabrik ein Mädchen. Die Blicke der Männer fragten unverhohlen neugierig bei Stilla an, was sie denn hier wolle, hierher gehöre sie doch nicht, das sehe man ja gleich ...

Stilla wich aus und wartete, aber Stefan Leininger kam nicht. Im kleinen Pförtnerhaus am Tore hantierte gelassen ein Mann. Stilla ging hin zu ihm und fragte, ob Stefan Leininger schon gegangen sei, der drüben in der Gießerei arbeite. Der Pförtner sah Stilla mit griesgrämiger Langeweile an, dann wandte er sich wortlos um und überblickte große Tafeln, auf denen viele Nummern standen, von kleinen runden Porzellandingern überhängt.

„Ein Stefan Leininger arbeitet nicht mehr hier", stellte er endlich sehr gleichgültig fest. Stilla dankte und eilte weg und konnte plötzlich an der Hast der großen Stadt kein Ziel mehr erkennen, nur ein großes, zermürbendes Durcheinander. —

Seitdem sind vier Jahre vergangen. Die große Wunde ist verheilt, aber es sind Narben zurückgeblieben. Die Apothekerin hat Stilla zu einer Besorgung weggeschickt. Es ist ein weiter Weg, aus der Stadt hinaus. Es stehen hier schon mehr Bäume als Häuser, dort drüben, gleich in der Nähe, beginnt ein großes Siedlungsgelände. Viele Arbeiter werken an kleinen Häusern, die freundliche Gesichter haben und auch ihren eigenen kleinen Garten bekommen sollen. Darüber und weil der Tag so blau ist und leise gekühlt, kommt sie ins Nachdenken. Einmal sieht sie auch flüchtig auf und sieht Arbeiter von den kleinen Häusern weglaufen. Das geht sie aber nichts an, und es verflüchtigt sich mit Stilla auch gleichzeitig mit dem Hinsehen.

Jetzt sind die Arbeiter ganz nah, einige sind schon an ihr vorbei, einer aber bleibt stehen und starrt sie an. Die anderen warten ein wenig, dann gehen sie achselzuckend weiter.

Stefan steht bei Stilla und wartet darauf, daß sie etwas sagen soll. Stilla aber schweigt hartnäckig. Sie hat viele Fragen auf einmal, und alle Fragen sind Vorwürfe. Aber sie schweigt trotzdem, es ist viel Härte in sie hineingewachsen, aber sie wartet mit überwachem Ohr darauf, daß nun Stefan endlich etwas sage. Endlich meint er, daß es unsinnig gewesen wäre seinerzeit. Und er nennt ihren Namen. Was wäre unsinnig gewesen? Stilla schrickt auf.

Da muß sich Stefan wieder anstrengen, damit er etwas herausbringt. Er sagt es umständlich, so aufgeregt ist er. Im Sinne versteht es Stilla dann so, daß Stefan arbeitslos geworden zu jener Zeit und er darum nicht mehr den Mut hatte, zu Stilla zu kommen. Es hätte keinen Wert gehabt, und Hinhalten wollte er sie nicht. An eine Heirat wäre aber doch nie zu denken gewesen ...

Ob sie denn inzwischen wirklich noch keinen anderen gefunden habe?

Stilla machte ein Gesicht, mit dem sie sagt, daß darüber ja nicht zu sprechen ist; nicht mehr ... Stefan begreift und sieht sie fragend an. Zögernd macht er schon einen Schritt, um wegzugehen. Eine jähe Angst steigt in Stilla auf. Stefan könnte wirklich weggehen. Damit er dableibe, fragt sie, was er denn jetzt so mache? ...

„Ja und jetzt ...", sagt Stefan nüchtern nach. Dann ändert sich seine Stimme, sie wird wärmer: „Es ist freilich noch schwer, Stilla! Aber ..."

„Aber?" Stilla klammert sich ängstlich an diese Möglichkeit, die vielleicht doch noch ist.

„Man hat wieder Mut, Stilla. Man wünscht sich wieder etwas. Dort drüben baue ich mit. Die Häuser sind billig, wenn ich etwas damit anzufangen wüßte ..."

Stilla versteht gleich und wird rot.

„Was meinst du,"

„Ob du willst . . .?"

Stilla will noch einmal nein sagen. Lauter als zuerst, hartnäckiger. Als sie es aber sagen will, schwankt die Stimme, und Stilla sagt etwas ganz anderes: „Ja . . ."

Dann lächeln sie beide, sehen zu den unfertigen kleinen Häusern hinüber, denken an Kinder und an ein glückliches, hart erarbeitetes Später . . .

Kamerad, wo bist du?

Skizze von Friedrich Bortfeld.

Zum geruhsamen Feierabend soll mir der Lautsprecher etwas gute, entspannende Musik bringen. Ich drehe den Knopf. Hier wird gesungen. Ein heller Sopran . . . Nein, wenn es eine Altstimme wäre, würde ich ein wenig bei ihr verweilen. Weiter. Quäkende Jazzmusik eines Auslandsenders. Auch nichts. Da hier, Klänge aus der Oper „Tiefland". Das kann ich gebrauchen. Aber vielleicht gibt es etwas, was noch mehr zusagt. Ich merke mir die Zahl der Skala. Ich werde doch wohl zu ihr zurückkehren. Mit nur noch halber Aufmerksamkeit drehe ich weiter. Hier redet einer, irgend ein Vortrag . . . Nein, ein Vortrag ist das nicht, hier spricht einer im Erzählerton im schlesischen Dialekt. Ich stelle das so ganz ohne Anteilnahme fest. Ich gebe mir noch nicht einmal Mühe, den Sinn der Worte zu verstehen. Da hebt der Mann seine Stimme, gerade wie ich weiter drehen will, er sagt: Dafür sind wir Kameraden. Erregt springe ich auf, stelle den Apparat auf volle Tonstärke ein. Dieses Wort, dieser Tonfall, diese Stimme, wo hast du sie schon gehört? Immer noch kann ich den Sinn der Worte nicht verstehen, jetzt aber nur deshalb, weil ich zu erregt bin. Was mich fesselt, ist der Ton der Stimme, die Stimme selbst. Mit beiden Händen umklammere ich den Lautsprecher, als könnte ich die Stimme festhalten, damit sie mir nicht enteilt, ehe ich weiß, zu wem sie gehört und wo ich sie schon gehört habe. Angestrengt arbeitet mein Gehirn. Ich fühle es, gleich ist der Mann zu Ende. Ich fühle es, obgleich ich immer noch nicht weiß, worüber die Stimme spricht. Da, jetzt schließt der Mann. Die letzten Worte gehen auch sinngemäß in mein Denkvermögen ein. Schlicht und einfach, aber mit Worten, die aus einem warmen Herzen kommen müssen, schließt die Stimme und sagt: „Auch das verdanken wir unserem Führer." Aus. Und jetzt die Stimme des Ansagers: „Breslau und Gleiwitz. Es sprach zu ihnen der Bergmann Johann Klaska über das Thema: „Der Sinn der Arbeitskameradschaft"."

„Klaska!" rufe ich, so daß meine Frau, die mit mir im Zimmer sitzt, sich mir erstaunt zuwendet. Ja, Klaska, du warst es."

Ich stelle den Rundfunkapparat ab und setze mich nachdenklich.

„Was hast du," fragt meine Frau.

„Das war Klaska", sage ich, „den ich heute zum zweiten Male höre und den ich nie gesehen habe, aber ohne den ich heute nicht vor dir säße."

„Davon hast du mir noch nie erzählt", sagt meine Frau.

„Ja", erwidere ich, und dann spreche ich weiter: „Das war im September 1916, an der Somme. Damals griffen die Engländer dauernd an. Wir saßen zu sechs Mann in einem Unterstand, der nur einen Ausgang hatte. Wieder einmal trommelte seit Stunden der Feind auf unseren vorderen Graben, in dem der Unterstand lag. Gegen Mittag schossen ein oder zwei schwere Granaten den halben Treppeneingang des ziemlich schweren Unterstandes ein. Zwei Mann, die auf den oberen Stufen saßen, wurden verschüttet, zerquetscht. Und auch wir waren verloren, wenn von außen keine Hilfe kam. Aber der Feind schoß und trommelte immer noch mit schweren Brocken auf unsere Stellung. Wer sollte in diesem Feuer oben anfangen zu graben. Wer sollte uns noch am Leben vermuten? Erspar' mir die Schilderung der Stunden, die wir verlebten, — verdämmerten, während oben gigantische Eisenfäuste die Erde tausendfach zerhämmerten, während wir uns die Finger blutig rissen bei den verzweifelten Versuchen in den ersten Stunden, uns selbst zu befreien. Einer von uns hatte schon den Wischstrick, den man sonst zum Gewehrreinigen braucht, an dem Abzughahn seines Gewehres befestigt . . . Wir unterhielten uns beim Schein einer Taschenlampe ganz kühl darüber, wie man es machen müßte. Wir litten schon an Atemnot. Da polterte etwas Erde durch das Ofenrohr, das rechts an der Wand des Stolleneinganges nach oben führte. Wir hatten vorher schon den Ofen entfernt, da wir hofften vielleicht durch das Rohr etwas Frischluft zu bekommen. Aber es schien uns auch vollkommen zerstört. Jetzt schien oben jemand am Rohr zu klopfen. Mehr Erde rieselte durch das Rohr herab. Und dann plötzlich, dann ertönte durch die blecherne Röhre eine Stimme. „Hallo!" rief sie. „Hallo, lebt da noch jemand?"

Kannst du dir vorstellen, daß uns diese Stimme himmlisch erschien? Ich stand dem Rohr am nächsten. Ich schrie mit letzter Anstrengung hinauf: „Wir leben noch." Mit Inbrunst saugte ich Luft in meine Lungen ein. Dann kamen die anderen an die Öffnung. Und dann tönte die Stimme wieder von oben: „Hier ist einer von den Gardepionieren. Ich buddle schon seit zwei Stunden. Es schießt immer noch ein bißchen."

Du mußt wissen, er sagte „ein bißchen", dabei schoß der Tommy immer noch aus vollen Kalibern. Und in diesem Feuer grub der Mann da oben.

„Sowie das Feuer nachläßt, hole ich Hilfe", rief der Pionier von oben. — „Wirst du es auch schaffen?" war unsere bange Gegenfrage. — „Keine Angst", rief der Kamerad zurück, „ich verstehe meinen Kram, ich bin Bergmann von Beruf."

Als das Feuer nachließ, griffen die Engländer im Morgengrauen an. Und da mußten die Kameraden, die helfen sollten, schießen und Handgranaten werfen.

Während der Zeit grub der Gardepionier und grub. Alle paar Minuten rief er durch das Rohr: „Ich bin noch da."

Wir merkten es aber. Er war matt und überanstrengt. Einmal riefen wir zu ihm herauf: „Du kannst ja nicht mehr. Ruh dich aus!" Er rief zurück: „Ach, was, dafür sind wir Kameraden." Dasselbe Wort, das er heute vor dem Breslauer Mikrophon sagte. Eine Weile später rief er herab: „So, jetzt ist Hilfe da, jetzt geht es schneller."

Das war das letzte, was wir von ihm hörten.

Es war am Mittag des anderen Tages, als wir frei waren. Unsere erste Frage galt unserem Retter, dem wir die Hand drücken wollten und den wir ja noch gar nicht kannten, da er von den Pionieren war.

„Ach", sagte der Unteroffizier, der oben die Gruppe führte, „das war der Pionier Johann Klaska. Der ist schon nach hinten geschafft mit einem ekligen Splitter im Rücken. Einer unserer besten Kameraden, der Johann Klaska. Hoffentlich kommt er durch!"

Und heute erst weiß ich, daß er durchgekommen ist. Und daß er noch heute wie damals ist: Ein Kamerad der Tat."



Lustige Ecke



Wird sich schwer heilen lassen.



„Es läutet immer so in meinen Ohren, Herr Doktor!"

„Was ist Ihr Beruf?"

„Ich bin am Telephonamt angestellt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.